

Bawerley-Place! Am selben Abend, an welchem der Mord begangen wurde, war sie mit ihm zusammengetroffen — war dies nicht ein Beweis, ein unheimlicher Beweis — von Anny Hoob's Theilnahme an dem Verbrechen?

Aber welchen Zweck hatte sie dabei vor Augen gehabt? Weshalb wünschte sie Benjamin Hoob aus dem Wege zu räumen, ihn, den liebevollsten Gatten? Sie wünschte vielleicht zu dem ersten zurückzuführen.

Abscheulich! — — Ich befinde mich in der Fifth Avenue vor dem Hoob'schen Hause.

Langsam öffnet sich die schwere Thür. Der Portier sieht heraus. Wer kann um diese Tageszeit einen Besuch machen wollen?

„Was wünschen Sie?“ fragt er in barschem Tone. „Wen wünschen Sie zu sprechen?“

„Aber ich wünsche Niemand zu sprechen, im Gegentheil — Ist Mrs. Hoob zu Hause? Ich komme in einer dringenden Sache.“

Er sah mich misstrauisch an.

Da zog ich einen kleinen Gegenstand aus der Tasche und hielt ihm denselben dicht vor die Augen.

Die Polizei! Ja, jetzt war ihm Alles klar.

„Ob Mrs. Hoob zu Hause ist? Ich will gleich einmal fragen. In einem Augenblick bin ich wieder da.“

Ich wartete. Und ich muß gestehen, ich befand mich in einer gewissen Spannung.

„Nein, Mrs. Hoob ist ausgegangen. Aber vielleicht kann ich —“

Aber ich war schon wieder zur Thür hinaus.

Sie war fort! Das freute mich, das freute mich unbeschreiblich! Wo war sie? Ach, das wußte ich nur zu gut — in einer stillen, kleinen Straße in Begleitung eines großen, schlanken Mannes — in vorzüglicher Begleitung.

Und jetzt — zum Chef! Er hatte lange nichts von mir gehört. Es wurde Zeit, ihn zu beruhigen, ihm neuen Muth und Hoffnung einzusößen — und dazu war ich der Mann.

Ich eilte vorwärts, so schnell ich vermochte. Es war bereits spät und ich wollte nicht gern den langen Weg zu Fuß vergebens machen.

Aber ich stieß, wie dies stets zu gehen pflegt, wenn man die größte Eile hat, auf Hindernisse. Ich hatte bereits ein gutes Stück Weges zurückgelegt, als ich bei einer Biegung der Straße plötzlich eine ungeheure Menschenmenge vor mir erblickte.

Nachdem ich näher gekommen war, sah ich, daß es ein geordneter Zug war, der langsam die Straße hinabzog und dieselbe völlig sperrte. An der Spitze schritten Fackelträger. Dann kamen Männer mit rothen Fahnen. „Gebt uns Arbeit!“ stand auf einigen, „Gebt uns Brot“ auf anderen. Auf einer Last lag sogar „Brot oder Blut!“

Mit Mähe und Noth arbeitete ich mich an den Rand des Trottoirs durch. Dann ging ich auf die Straße hinab — und folgte dem Zuge.

Ja, ich that es wirklich! Ich, der Sicherheitsbeamte, der Aufrechterhalter der Ordnung, folgte der rothen Fahne des Aufruhrs. Und obendrein war ich gezwungen, in die lauten Rufe mit einzustimmen, die die Mitglieder der Profession von Zeit zu Zeit ertönen ließen.

Natürlich passirte der Zug die Polizeistation.

Wenn man erwartet hatte, daß hier ein Versuch gemacht werden würde, den Pöbel auseinander zu treiben, so hatte man sich geirrt. Der Zug durfte ungestört weiter ziehen.

Ich schlich inzwischen unbemerkt ins Haus. Einige meiner Kameraden saßen ruhig und ungestört im Vorzimmer.

Sie unterhielten sich miteinander. Aber es herrschte nicht die gewöhnliche, muntere Stimmung. Sie sahen ernsthaft, beinahe sorgenvoll aus. Und ich begriff den Grund ihrer Sorge wohl, — aber gebuldet euch nur noch wenige Tage, dann wird sich Vieles geändert haben.

Ich nickte ihnen zu und wollte vorüber eilen. Aber man hielt mich zurück.

„Sieh doch, Moore!“ rief Einer von ihnen aus. „Nun, wie geht es Dir? Du sollst ja unsere Ehre wieder herstellen!“ fügte er in einem Tone hinzu, der scherzhaft klingen sollte.

Ich drückte ihm die Hand herzlich.

„Und wie geht es Euch denn?“ fragte ich. „Habt Ihr inzwischen wichtige Entdeckungen gemacht?“

„Ja,“ erwiderte Franl. „Ich hatte das Glück, den bewußten Falschmünzer zu fassen. Das soll in die Zeitung kommen und den Leuten wenigstens vorläufig den Mund stopfen.“

„Ist der Chef drinnen?“

„Ja, und er hat heute wenigstens zwanzigmal nach Dir gefragt?“

Ich begab mich in das Zimmer meines Chefs. Ich klopfte und trat ein. Er saß über seine Papiere

gebeugt am Schreibtisch, seine Miene war noch ebenso düster und sorgenvoll wie das letzte Mal, als ich ihn gesehen. Jetzt wandte er sich um und gewahrte mich.

„Moore!“ rief er aus. „Ich habe Sie mit Sehnsucht erwartet, wollte aber Ihre kostbare Zeit nicht zwecklos in Anspruch nehmen — denn Sie denken doch an Ihr Versprechen, Moore? Wie stehen denn die Sachen jetzt?“

„Mein Chef!“ erwiderte ich. „Drei Tage und drei Nächte sind bis jetzt verfloßen. Ich kann Sie versichern, daß ich keine Mähe gescheut habe, daß ich gethan, was in meinen Kräften stand.“

Er unterbrach mich plötzlich.

„Das wußte ich im Voraus, Moore. Und welcher Art ihre Mittheilungen auch sein mögen, einer Vorbereitung bedarf es nicht. Doch zuvor eins? Ich habe einen Brief, Mr. Moore, der für Sie von Wichtigkeit ist. Benjamin Hoob,“ er seufzte tief auf, „Benjamin Hoob hatte zu seinen Lebzeiten einen Kompagnon, Mr. Percy Barker. Heute Morgen erhielt ich einen Brief von ihm, — heute Mittag war er selber hier. Er sprach seine Verwunderung darüber aus, daß er noch keinen Besuch erhalten habe — so drückte er sich aus. Er habe wichtige Aufklärungen zu geben. Er war sehr eindringlich und bat, man möge ihm sobald wie möglich Gelegenheit geben, das, was er wisse, mitzutheilen. Deshalb, Mr. Moore, müssen Sie, sobald Sie können, zu Mr. Barker gehen, d. h., wenn Sie seiner Aufklärungen überhaupt noch bedürfen.“ Bei diesen Worten umspielte ein ironisches Lächeln seinen Mund.

„Mein Chef, ich glaube kaum, daß dieser Besuch noch nöthig ist. Ich habe nicht allein eine Spur aufgefunden, — ich — ich habe dieselbe auch bereits ein gutes Stück verfolgt. Ich zweifle nicht mehr, daß ich auf dem rechten Wege bin. Ich habe — ja ich kann es dreist heraus sagen — ich habe Beweise!“

Er sah mich an. Es blitzte in seinen Augen auf, eine leichte Röthe bedeckte seine bleichen Wangen.

„Sie haben Beweise? Sichere Beweise?“

Jetzt war die Reihe zu lachen an mir.

„Ich hoffe es wenigstens.“

Da begegnete ich einem fragenden, forschenden Blick. Ich verstand denselben.

„Der Name! Der Name des Mörders?“

Und schon öffnete ich den Mund, schon hatte ich die Namen „Archibald Forster, Anny Hoob“ auf der Zunge, aber ich besann mich und schwieg.

Der Chef sah mich schweigend an. Er bemerkte mein Schweigen und respektirte es.

„Sie bedürfen sicher der Ruhe, Moore. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Ich bin mit dem, was ich erfahren habe, zufrieden. Ich hoffe bald Weiteres zu hören. Sie denken an Ihr Versprechen?“

„Mein Chef! Sieben Tage und sieben Nächte haben Sie mir vergönnt. Ehe die siebente Nacht verfloßen ist, sehen Sie mich wieder hier und dann nicht allein — hier in diesem Zimmer soll der Mörder vor Ihnen stehen.“

„Moore!“ antwortete mein Chef, indem er mir die Hand drückte, „Moore, wenn Sie halten, was Sie versprechen, und ich bin fest davon überzeugt, dann erweisen Sie nicht allein mir, sondern auch der ganzen Stadt und sich selber einen großen Dienst.“

XI.

An der bekannten Wall-Street, vielleicht der bekanntesten von den unzähligen Querstraßen, welche der Broadway ausfendet und die ein Riesenweg von Nebenstraßen und Passagen bilden, lag der große Marmorpalast, vor welchem ich am Freitag Morgen stand. Die meterhohen goldenen Buchstaben im Frontispice glänzten im hellen Morgenlicht. „Barker u. Hoob, Bankers“, ja, so stand es dort geschrieben, und nun war Mr. Barker alleiniger Inhaber der Firma.

Ich stiege schnell die breite, teppichbelegte Marmortreppe hinauf — aber nicht allein, denn obwohl es noch früh am Morgen ist, wogt hier drinnen bereits ein dichter Menschenstrom. Wie gesagt, die Treppen waren breit, aber kurz. Und jetzt liegt ein langes Bestühl vor mir. Ich öffne eine der großen Thüren, die ins Geschäftslokal führen und trete ein.

(Fortsetzung folgt.)

Schrednisse einer Luftballon-Fahrt.

Vor einigen Wochen wurde über die unheilvolle Luftballon-Hochzeitsreise des Franzosen Charbonnet berichtet. Die erste Auffahrt war geglückt, eine zweite mißglückte, der Ballon gerieth auf einen Gletscher und die Reisegesellschaft — Charbonnet, dessen Frau, deren Schwager und ein Arbeiter — mußte den gefährlichen Abstieg wagen, bei dem Charbonnet abstürzte. Das „N. W. Journ.“ veröffentlicht jetzt folgende von der Wittve Charbonnets herrührende Schilderung der Katastrophe: Als ich meinen Fuß in die Gondel setzte, überkam mich plötzlich ein unerklärliches Furchtgefühl, die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks. Ich bat meinen Mann, von seinem Vorhaben abzustehen, er jedoch beschwichtigte meine Angst und versprach mir, einen kurzen Ausflug von höchstens einer Stunde zu machen. So stieg ich ein. Das

Wetter war prachtvoll, kein Hauch regte sich und kerzengerade stiegen wir auf. Wir flogen über Berge hinweg, und bald berührte unser Ballon fast die Erde. Ich wollte Anker werfen, mein Mann aber, von der Schönheit der Fahrt wie berauscht, hinderte mich daran und warf so viel Ballast aus, daß wir mit schwindelerregender Schnelligkeit in die Höhe schossen und die Höhe von 6500 Meter (?) erreichten. Ringsumher eine trostlose, überwältigende, entsetzliche Einsamkeit. Ich hielt das Barometer in der Hand, um die Höhe zu messen, und sprach mit meinem Gefährten, allein wir hörten einander nicht, wir sahen wohl die Bewegung unserer Lippen, vernahmen aber keinen Laut. Aus den Ohren, aus der Nase, unter den Fingernägeln hervor schoß uns das Blut; aus allen Poren drangen die rothen Tropfen. Mein Mann versuchte den Ballon zum Fallen zu bringen, umsonst. Ein heftiger wirbelnder Wind, der uns plötzlich umstieß, riß uns wieder empor und setzte uns nun so durch die Lüfte. Plötzlich ändert der Ballon seine Richtung; gleichzeitig fällt er in einem Augenblicke aus der Höhe von 6000 Metern auf 3000 und gerieth in einen Schneesturm von solcher Wuth, daß der Ballon erfasst, gedreht und umgestülpt wurde! In entsetzlicher, furchtbarer, tödtlicher Angst klammernten wir uns an das Netzwerk an, vier Mal wurde der Ballon kopfüber gedreht, vier Mal saßen wir uns frei im unendlichen Raume, am schwachen Strickwerk hängen! Unsere Kleider waren zerfetzt und in Stücke fortgeweht. Einen Augenblick später — ein Schlag, ein Stoß, ein Ruck — der Ballon war an die Felskanten eines Berges gestoßen. Das Netz des Ballons hatte sich in eine Felszacke verfangen und wir schwebten über dem Abgrund, den Tod jeden Augenblick erwartend. Ein neuer Windstoß riß uns los, der Ballon wird an eine andere Felswand geschleudert und erhält einen klaffenden Spalt. Und plötzlich wieder ein Ruck und die Gondel ward auf ein Eisfeld geschleudert. Es war 2 1/2 Uhr Nachmittags. Wir lagen da auf dem Eise, fassungslos, an Leib und Geist zerfchlagen. Vor Allem suchten wir uns gegen das Erfrieren zu schützen. Ich zog ein Paar Beinkleider meines Mannes an, er hüllte sich den Kopf in ein Hemd, Botto und Durando in Stüde unserer Flagge. Charbonnet schnitt nun Stücke von dem Ballon und bedeckte uns damit zu. Die Männer legten sich eng aneinander gedrängt hin und ich mich quer über ihre Beine, um mich auf diese Weise zu wärmen. Indessen rastete der Sturm immer heftiger über uns weg. „Laßt uns beten“, sagte ich da, und ich machte das Gebetsbuch, wenn die heilige Jungfrau uns hilft, alles Gold, das ich habe, ihr zu weihen, und nie mehr Gold an meinem Leibe zu tragen. Und nun beteten alle mit dem Geiste, mit dem Herzen, mit den Lippen: „Vater unser, der Du bist . . .“ und als wir zur Stelle kamen, „gies uns heute unser tägliches Brod“, da rief Durando: „Oh, wenn ich nur ein Stückchen hätte“, dann betete er weiter. „Amen“, sagten wir, und in demselben Augenblicke schrie Durando laut auf: „O, Madonna, Madonna Santa, seht dort hin!“ Und da lag vom Schnee, vom Regen aufgeweicht, eines der Brode, das wir mitgenommen hatten, und das aus der Gondel wie durch ein Wunder hierhergefallen war. Wir verbrachten die Nacht in der fürchterlichsten Lage, dennoch schliefen wir vor Ermüdung ein. Früh wachte ich zuerst auf und weckte Alle. Es ist Zeit, sagte ich. Und wir begannen den Abstieg. Durando, der Arbeiter voran, dann ich, dann mein Mann, dann mein Schwager. Plötzlich glitt mein Mann dicht bei einem Abgrunde aus, doch wir vermochten es, ihn zu fassen und zu halten. Zwei Schritte weiter glitt er neuerdings aus, und ehe wir Zeit hatten, ihn zu erfassen, verankert er in den Gletscherspalt. Was wir da fühlten, was wir da sagten, was wir da thaten, ich weiß es nicht; es ist mir noch immer, als sähe ich ihn, die Arme emporgestreckt, den Blick auf mich gerichtet, versinken. Wie ich den Abstieg vollendete, ich weiß es nicht mehr. Gegen Mittag hörten wir plötzlich Glockenklänge herüber tönen, und in diesem Augenblicke kam ich zu mir selbst, ich stürzte auf die Knie und weinte. Noch eine Nacht, noch einen Tag dauerte unsere Marter, endlich Mittwoch früh gelangten wir an das Bett eines Wildbaches. Zehn Minuten später sahen wir eine Hütte, eine Stunde darauf waren wir dort. Dort unter Menschen. Und er, er war im ewigen Eis, und nie werde ich ihn sehen. Erst oben!

Fünfhundert Aerzte haben in höchst anerkennender Weise ihr Urtheil über die nunmehr seit 14 Jahren existirenden Apotheker Richard Brandt'schen Schweizerpillen dahin abgegeben, daß dieselben ein ganz vorzügliches, sicheres, zuverlässiges und ohne alle unangenehme Nebenwirkungen wirkendes Abführmittel sind. Kein anderes ähnliches Mittel hat jemals eine gleiche Anerkennung und Empfehlung seitens der Aerzte gefunden. Man nehme deshalb in allen Fällen, wo es sich darum handelt, eine regelmäßige Oeffnung zu erzielen, ohne den Körper zu schädigen, die echten Apotheker Richard Brandt'schen Schweizerpillen mit dem weißen Kreuz in rothem Grunde (erhältlich nur in Schachteln à 1 M. in den Apotheken) und nichts Anderes.